

Hoher Einsatz.

Roman
von
Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

8 (Nachdruck verboten.)

Es war Winter geworden, selbst am Gardasee. Die meisten Bäume hatten ihren Blätterschmuck verloren, und nur die Oliven zeigten sich noch in ihrem eintönigen Graugrün. Die Citronenbäume waren unter ihre schützenden Dächer gebracht worden, und die Natur begann sich hier ebenfalls ein Schlummerlied zu singen.

Baron Ehrenreich kümmerte sich wenig um den Wechsel der Jahreszeit, ihm war es gleichgiltig, ob draußen der Frühling seinen blühenden Zauber ausbreitete, oder der Winter seine Stürme in das Seebecken niederbrausen ließ; in sein Herz zog doch kein Frühling mehr ein. fand kein warmer freundlicher Sonnenstrahl mehr den Weg, dort war es ewiger Winter, ewige Nacht. Was härmte ihn die schwere Anklage, die über seinem Haupt schwebte? Mochte man ihn doch verurtheilen, ihn auf das Schaffot schleppen, dann war ja Alles aus und er wieder mit Derjenigen vereinigt, die auf immer verloren zu haben allein das Leid und Unglück seines Lebens ausmachte.

Aus seiner starren Ruhe wurde der Gefangene noch einmal aufgescheucht, als ihm Assessor Bleibwerth die Aussage Enrichetta's vorlesen ließ. Mit stummem Erstaunen hörte der Baron anfangs zu; aber bald vermochte er sich nicht länger zu fassen und rief mehrmals in höchster Erbitterung aus: „O, das ist schmachvoll! Das ist unerhört!"

„Und was haben Sie auf dieses Zeugniß zu erwiedern?" fragte der Kriminalrichter, nachdem sein Protokollführer mit der Vorlesung zu Ende war.

„Daß es eine mit teuflischem Geschick zusammengebraute Mischung von Lüge und Wahrheit ist," entgegnete der Angeklagte, und auf seinem bleichen Antlitz zitterte noch die tiefe, seelische Erregung nach, die diese Aussage in ihm hervorgerufen hatte.

„Wollen Sie sich nicht näher erklären?"

„Ah, mein ganzes Innere empört sich, daß von diesem elenden Geschöpf Dinge an die Oeffentlichkeit gezerrt werden, die von ihm erlauscht und ganz falsch aufgefaßt worden sind," erwiederte der Baron, seine tief eingesunkenen Augen leuchteten, und er ballte zornig die Faust zusammen. Der Assessor hatte den Mann noch niemals in solcher Wuth gesehen. „Wenn wir uns einmal stritten, so war es aus Scherz, aus Neckerei, niemals ist zwischen uns ein irgendwie ernstliches Zerwürfniß entstanden, und ich bin außer mir, daß jetzt diese Dirne, die mit ihren Kammermädchenohren Alles behorcht hat, von unserem tiefen ehelichen Glück in dieser Weise zu sprechen wagt. Sie mag Alles mit ihrer frechen Zunge besudeln, nur diese selige Vergangenheit nicht. Und es ist eine elende, jammervolle Lüge, es muß eine Lüge sein, daß sich meine Gattin über mich beklagt und sich den Tod gewünscht hat."

„Was könnte aber das Mädchen zu diesen Angaben veranlassen, die Sie als völlig unwahr bezeichnen?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Baron düster und tief erbittert und senkte den Kopf; plötzlich erhob er ihn wieder und rief ungewöhnlich lebhaft: „Jetzt fällt es mir endlich ein! Ach, ich habe beinahe all' meine Gedanken verloren," setzte er mit einem müden, schmerzlichen Lä=



Lachsstechen in Canada. (S. 179)

cheln hinzu. „Ich hatte sie bei einer Näscherei ertappt und sagte ihr, wenn ich dies noch einmal gewahre, sei sie entlassen. Trotzdem überraschte ich sie eines Tages wieder, als sie mit ihren Fingern in einer für uns bestimmten Mehlspeise herumwühlte, ich fand es so ekelhaft, daß ich ihr zurief: es bleibt bei meinem Wort. Und obwohl meine Gattin in ihrer außerordentlichen Herzensgüte die Dirne noch länger behalten wollte, drang ich doch darauf, daß es bei meiner erfolgten Kündigung sein Bewenden behalte, denn ich wollte mein Wort nicht rückgängig machen."

Damit war freilich wohl eine gewisse Feindseligkeit erklärt, die Enrichetta gegen ihren Herrn empfinden mochte; aber ihre Aussage selbst, die sie noch dazu beschworen hatte, blieb doch bestehen und konnte durch die Angaben des Barons nicht entkräftet werden, der sich auch wenig darum bemühte und der nur tief empört und beunruhigt war, daß sich jetzt eine Stimme gefunden hatte, die selbst sein süßes Eheglück anzuzweifeln und ihn als elenden Heuchler hinzustellen wagte. Ueber diesen quälenden Gedanken kam der unglückliche Mann gar nicht weg, er brachte ihn schier zur Verzweiflung, und als er vollends bemerken konnte, daß der Kriminalrichter seinen Versicherungen keinen Glauben schenkte, sondern der Aussage der Zofe doch einen höheren Werth beilegte, kannte seine Verzweiflung, seine finstere Wuth keine Grenzen. Eine Art Raserei überfiel ihn, und zähneknirschend rief er mehr als einmal aus: „Bringen Sie mir das elende Geschöpf zur Stelle, ich erwürge es mit meinen eigenen Händen, wenn es nicht jenes Lügengewebe widerruft!"

Der Mann war augenscheinlich nicht mehr bei völlig klarer Besinnung, sondern dem Wahnsinn nahe, und auch Assessor Bleibwerth neigte sich jetzt mehr denn je der Ansicht zu, die schon Doktor Holmgren ausgesprochen, daß der Baron nur in einem plötzlichen Anfall von Wahnsinn, der ebenso rasch verschwunden, wie er sich eingestellt, das unerhörte Verbrechen begangen habe. Damit allein war eine Lösung des psychologischen Problems gefunden, das in diesem seltsamen und merkwürdigen Kriminalfalle vorlag.

Assessor Bleibwerth hielt es für seine Pflicht, auch nach dieser Seite hin die Untersuchung auszudehnen und den Seelenzustand des Gefangenen durch ärztliche Autoritäten feststellen zu lassen; aber auch dies führte aus dem Dunkel nicht völlig heraus; wie fast immer standen sich die Urtheile der Aerzte scharf gegenüber. Während ein berühmter Doktor aus Wien, der zur Beurtheilung des Gemüthszustandes des Angeklagten herbeigerufen worden, mit großer Bestimmtheit erklärte, Baron Ehrenreich sei geistig und körperlich völlig gesund, und selbst eine vorübergehende Störung seines Gemüthszustandes habe niemals stattfinden können, stellten herzugezogene Aerzte aus Trient die entgegengesetzte Ansicht auf, und wollten die nervöse Erregung, die der Angeklagte jetzt bekundete, mit jenem traurigen Ereigniß in Verbindung bringen. Doktor Holmgren hatte ausdrücklich gebeten, ihn von der Abgabe eines Urtheils über den Seelenzustand des Barons zu entbinden; er traute sich nicht genug Unbefangenheit zu, um in dieser Sache ein kompetentes Wort zu äußern. —

Es war schon wieder Frühling, als vor dem Schwurgerichtshofe in Trient diese Sache zur Entscheidung kam, die in der weitesten Umgegend das größte Aufsehen hervorgerufen und die Gemüther Monate lang erregt hatte. Es war ja so unerhört, so furchtbar! Ein Mann aus vornehmem Stande, ein Baron, hatte seine Gattin, mit der er scheinbar in glücklichster Ehe gelebt, vergiftet, und Niemand konnte den eigentlichen Beweggrund zu diesem schändlichen Verbrechen entdecken.

Obwohl draußen der herrlichste Sonnenschein herniederstrahlte, konnte der Schwurgerichtssaal die Menge kaum fassen, die herbeigeströmt war, um dieser merkwürdigen Verhandlung beizuwohnen, und die lieber Stunden lang in einem überfüllten Raume verharren, als auf das Schauspiel verzichten wollte, das sie hier in dem kalten, schlecht gelüfteten Saale erwartete. Auch Comtesse Waldenbruck war nach Trient gefahren, um der Schwurgerichtssitzung beizuwohnen und den Ausgang derselben zu erwarten. Ihre junge Freundin mußte als Zeugin miterscheinen, und so würde sie schon um ihretwegen die Reise angetreten haben, welche auf mehrere Tage berechnet war, da voraussichtlich die Verhandlungen so lange Zeit in Anspruch nahmen.

Lange vor der bestimmten Zeit war schon der Saal überfüllt. Chevalier Josipovic hatte jedoch dafür gesorgt, daß Margareth, trotzdem sie weit später erschien, einen für sie besonders aufbewahrten Platz erhielt, von dem aus sie Alles vortrefflich übersehen konnte. Der Chevalier hatte es überhaupt seit seiner Uebersiedelung nach Arco verstanden, sich in dem Hause der Comtesse fast unentbehrlich zu machen; er war stets zu jedem Dienst bereit und erschöpfte sich gegen die beiden Damen in jenen kleinen Aufmerksamkeiten, die gerade Frauen so angenehm sind, und die sie am meisten zu schätzen wissen. Bei gemeinschaftlichen Ausflügen zeigte er die größte Umsicht, es war dann für jede Bequemlichkeit hinreichend gesorgt, und seine geistreiche, kaustische Unterhaltung wußte die Stunden zu kürzen. Dabei wußte er stets die feinsten Umgangsformen zu entfalten, sein Benehmen hielt sich stets in den gemessensten Schranken; er trat auch hier nur wie ein Hausfreund auf, der, ohne jede Störung, zu den Annehmlichkeiten des Daseins reichlich beizusteuern weiß. Nun begriff die Comtesse, warum ihre Verwandte den Mann in ihrem Hause so lange und gern geduldet hatte, obwohl seine Anwesenheit doch von der so leicht zu boshaftem Klatsch geneigten Welt zu allerhand übelbeutendem Geflüster Veranlassung geben konnte.

Die alte Gräfin hatte schon immer dem Chevalier ihr besonderes Wohlwollen gezeigt, jetzt wurde sie von seinem einschmeichelnden Wesen, seiner nie ermüdenden Aufmerksamkeit völlig bezaubert, und wenn sie auch nicht mehr in Josipovic einen Bewerber um die Hand ihrer Nichte sehen wollte, so fand sie doch sein Benehmen so „charmant", daß er für sie stets ein sehr willkommener Gast blieb, dem sie, trotz ihrer gewohnten vornehmen Kälte, deutlich ihre Gunst verrieth. Ihre Nichte zur Schwurgerichtssitzung zu begleiten, dazu hätte sie sich auf keinen Fall entschließen mögen; sie begriff Margareth nicht, wie sie es über sich gewinnen konnte, sich dort unter den Pöbel zu mischen. Hätte die alte Gräfin eine Ahnung davon gehabt, wie ausgewählt der größte Theil der hier versammelten Zuschauer gewesen, sie würde vielleicht eher geneigt gewesen sein, ebenfalls der merkwürdigen Verhandlung beizuwohnen. Handelte es sich doch um das Verbrechen eines Barons, und so hatten sich Leute aus den vornehmsten Kreisen und besonders viele aristokratische Damen herbeigedrängt, um das Schicksal des Standesgenossen zu erfahren und sich über diesen merkwürdigen Kriminalfall aus eigener Anschauung ein Urtheil zu bilden.

Jetzt wurde der Angeklagte in den Saal geführt, und die Augen aller Anwesenden richteten sich voll Neugier auf den Mann, den Viele persönlich kannten, und der mit der Anschuldigung eines so schweren Verbrechens belastet in der Oeffentlichkeit erschien. Der Baron war völlig schwarz gekleidet; er sah ungewöhnlich blaß aus, und obwohl er gesenkten Hauptes und sichtlich an Körper und Geist halb gebrochen auf der Anklagebank Platz nahm, erregte doch seine Persönlichkeit das allgemeinste Interesse. Es war etwas Vornehmes um den schlanken, jetzt freilich tief gebeugten Mann gebreitet, und das fein geschnittene Antlitz mit dem edlen Ausdruck verrieth keine gemeine Seele. Als er eintrat, schweiften seine müden, glanzlosen Augen eine Sekunde lang über die Versammlung hinweg, ohne auf irgend einer Persönlichkeit haften zu bleiben; ein trauriges, schmerzliches Lächeln zuckte um seine Lippen, dann schritt er ruhig auf die ihm angewiesene Bank zu, verbeugte sich höflich vor seinen Richtern und ließ sich jetzt nieder, ohne seine Umgebung noch irgendwie zu beachten. Seine Gedanken schienen weit ab von diesem Saale zu weilen.

Die Verhandlung begann. Der Staatsanwalt las zunächst die Anklage vor; sie war mit außerordentlichem Geschick und großer Geistesschärfe entworfen und suchte darzulegen, daß Baron Ehrenreich mit klarem Bewußtsein und voller Ueberlegung seine Frau getödtet habe. Als Beweis für diese Behauptung führte die Anklage zunächst die eigene, ganz bestimmte Aussage des Angeschuldigten an, er habe bei der Verabreichung der Medicin an seine Gattin durchaus kein Versehen begangen, was sich auch kaum annehmen ließe. Es konnte darüber kein Zweifel sein, daß die erste Flasche, aus der Baron Ehrenreich seine Medicin geholt, kein Gift enthielt; hätte der Angeklagte wieder zu demselben harmlosen Trank gegriffen, so wäre das Leben der Baronin durchaus nicht gefährdet gewesen. Ein Versehen bei Verabreichung der zweiten Medicin war aber gar nicht vorauszusetzen; der Angeklagte hatte ja kurz vorher die Flasche benutzt, er mußte noch wissen, wohin er sie gestellt habe und nothwendig zu ihr greifen. Jetzt aber enthielt die Flasche nach dem Urtheil der Sachverständigen ein gefährliches Gift — Strychnin. War es nun dasselbe Gefäß, wie der Angeklagte behauptete, aus der er beide Male seine Medicin entnommen, so konnte niemand Anderes als er selbst das Gift hinein befördert haben. Wahrscheinlich jedoch hatte der Baron eine ganz ähnliche Flasche in Bereitschaft gehalten, aus der er seiner Gattin erst den unschädlichen Trank kredenzt hatte, und wirklich war auch noch eine solche Flasche in dem Laboratorium des Angeklagten gefunden worden. Was den unseligen Mann zu der That getrieben? ob erwachte Eifersucht oder sonst ein geheimes Motiv, das entziehe sich freilich der Beurtheilung; soviel bleibe gewiß, daß er sein Verbrechen mit voller Ueberlegung begangen, ja, nach einem reiflich vorher überlegten Plane gehandelt habe, und deshalb für seine That die ganze Verantwortung zu tragen habe. So führte die Anklage aus, die nicht den geringsten Umstand übersehen hatte, um das Verbrechen des Angeklagten in überzeugendster Weise darzulegen.

Der von Josipovic aus Wien besonders herbeigerufene Vertheidiger beschränkte sich vorläufig darauf, der Anklage in allen Punkten zu widersprechen und für die völlige Unschuld des Barons in die Schranken zu treten. Freilich vermochte der sonst so gewandte Jurist stichhaltige Gründe für seine Behauptungen nicht anzuführen. Die Zeugen mußten erst in die Sache ein wenig Licht bringen.

Baron Ehrenreich hatte sich gar nicht um einen Vertheidiger bemüht, das Schicksal, das ihn erwartete, war ihm völlig gleichgiltig; aber der Chevalier hatte sich auch hier wieder als warmer, hilfbereiter Freund gezeigt und auf seine Kosten den berühmtesten Anwalt der Hauptstadt dafür gewonnen, in dieser Sache die Vertheidigung zu übernehmen. Der Advokat war gern auf diesen Antrag eingegangen, wenn er auch nicht hoffen durfte, durch seine Beredtsamkeit die völlige Freisprechung des Angeklagten zu erlangen, so war ihm doch wieder einmal Gelegenheit geboten, in einer Sache, die in den

weitesten Kreisen das größte Aufsehen erregte, als Vertheidiger aufzutreten und vielleicht für den Angeschuldigten das mildeste Strafmaß auszuwirken.

Selbst Leute, die sich von dem kühlen, überlegenen Wesen des Slavoniers erkältet fühlten, mußten doch zugestehen, daß der Baron in ihm einen wahren Freund besaß.

Die noch einmal jetzt erfolgende Vernehmung des Barons bestätigte auch nur die Angaben der Anklage. Der unglückliche Mann blieb bei seiner Behauptung, daß er durchaus nicht in der Uebereilung eine andere Flasche ergriffen, sondern die Medicin derselben entnommen habe, die er zuerst benutzt.

Auf die Frage des Staatsanwaltes, wie er sich dann das plötzliche Vorhandensein des Giftes in dieser Flasche erklären könne, die vorher eine ganz unschuldige Medicin enthalten habe, wußte der Angeklagte keine Auskunft zu ertheilen, und seine Antwort: „Das wird mir selbst ein ewiges Räthsel bleiben," erregte ein allgemeines Murmeln mißbilligender Verwunderung. Auf Richter und Geschworene machte diese Antwort besonders einen sehr unangenehmen Eindruck. Was wollte der Angeklagte damit bezwecken? Er konnte doch nicht voraussetzen, daß man in diesem Falle an ein Wunder glauben werde, denn anders ließ sich ja sonst nicht das plötzliche Vorkommen des Giftes erklären, wenn niemand Anderes dagewesen war, der das Gift in die Flasche befördert hatte, und der Baron es auch nicht gethan haben wollte?

Der Vorsitzende des Gerichtes machte auch wirklich den Angeklagten in ziemlich scharfer und eindringlicher Weise auf diese an Wunder grenzende Verwandlung einer unschuldigen Medicin in tödtliches Gift aufmerksam, und fragte etwas sarkastisch, wie derselbe dies Wunder jetzt erklären wolle? Der Baron aber zuckte nur mit den Achseln und entgegnete ruhig: „Das kann ich nicht."

„Da Sie weder eine andere Flasche genommen, noch das Gift hineingethan haben wollen, so muß nothwendig ein Anderer sich dieses Verbrechens schuldig gemacht haben. Können Sie auf Niemand einen Verdacht werfen?"

„Nein," antwortete der Angeklagte ohne Besinnen.

„Aus der Voruntersuchung ist so viel festgestellt, daß Ihr Freund, Chevalier Josipovic, Sie das erste Mal in Ihr Laboratorium begleitet hat. Kann derselbe nicht das Gift heimlich in die Flasche befördert haben?" fragte der Präsident weiter.

Bei dieser Frage kam in das gleichgiltige, ruhige Wesen des Barons plötzlich Leben, er streckte wie abwehrend die Hände aus und rief in leidenschaftlicher Erregung: „Unmöglich! Alles will ich ertragen, nur werfen Sie auf meinen einzigen, theuren Freund nicht einen so schändlichen Verdacht!"

„Wir müssen den Schuldigen suchen, und sobald Sie das Verbrechen hartnäckig ableugnen —"

„Nein, nein, Svetozar kann gar nicht in Frage kommen!" widersprach der Angeklagte von Neuem mit großer Wärme. „Ich habe die Flasche nicht aus den Händen gelassen, ich weiß es ganz genau. Wie sollte er plötzlich zu dem Gift gekommen und es ihm möglich gewesen sein, es in meine Medicin zu werfen?"

„Sie werden uns aber zugeben, daß dann irgend ein Anderer die That begangen haben muß, sobald Sie sich unschuldig wissen, und auch Ihr Freund das Verbrechen nicht begangen hat."

„Das ist ja eben das unheimliche Räthsel, das mich schon halb wahnsinnig gemacht hat," entgegnete der Baron und versank dann wieder in sein stilles Brüten.

Als jetzt die Lebensversicherung der Baronin zur Erörterung kam, gab der Angeklagte dieselben Erklärungen ab, die er bereits in der Voruntersuchung gemacht hatte; aber er zeigte sich jetzt weniger empfindlich darüber, daß man in dieser Versicherung einen Beweggrund für seine That suchen könne. Mochte man ihn doch der schnödesten Gewinnsucht oder noch anderer Leidenschaften beschuldigen, es war ihm Alles gleichgiltig geworden. Er wollte jetzt diesen Leuten nicht mehr das Schauspiel gönnen, daß ihn solch' abscheuliche Verdächtigungen völlig außer Fassung bringen konnten.

Freilich blieb es selbst den Richtern etwas zweifelhaft, daß ein Mann seiner Frau nach dem Leben trachten sollte, um in den selbstständigen Besitz einer für ihn immerhin unbedeutenden Summe zu kommen, während ihm das Dasein seiner Gattin die angenehmsten und behaglichsten Verhältnisse sicherte. Der Präsident ging deshalb rasch über diesen Punkt hinweg, um nach einem anderen Beweggrund zu forschen. War die Vermuthung des Assessors Bleibwerth richtig, daß der Mann aus Eifersucht seine Gattin getödtet habe? Durch die Aussage der einen Zeugin hatte dieser Verdacht eine starke Begründung erfahren.

„Sie sind mit Chevalier Josipovic sehr befreundet?" fragte der Präsident von Neuem.

„Ja," gab der Angeklagte einfach zur Antwort.

„Ist zwischen Ihnen niemals das kleinste Zerwürfniß vorgekommen?"

„Niemals."

„Und wie war das Verhältniß zwischen Ihrem Freunde und Ihrer Gemahlin?"

„Herr Präsident! Ich weiß nicht, ob es dem Gericht erlaubt sein kann, solche Dinge hier öffentlich zu erörtern," entgegnete der Angeklagte, dem bei dieser Frage eine Flammenröthe in's Gesicht geschlagen war.

„Ich würde sie sonst nicht gestellt haben," erwiederte der hohe Beamte ruhig und würdevoll, „und ich muß deshalb die Frage wiederholen."

Der Baron preßte die feinen, jetzt so mageren Hände krampfhaft übereinander und sagte dann leise und mit zuckenden Lippen, mehr zu sich selbst, als zu den Richtern gewendet: „Nun wohl, auch das muß ertragen werden!" Lauter setzte er hinzu: „Sie wollen wissen, wie das Verhältniß zwischen meinem Freunde und meiner Gattin war? Es beruhte auf gegenseitiger Hochachtung, obwohl meine selige Frau es zuweilen liebte, Svetozar zu necken und meine Bewunderung für seinen Geist nicht immer theilen mochte."

„Und hatte sie einen Grund dafür?"

„Sie ließ manchmal durchblicken, daß sie auf unsere Freundschaft eifersüchtig sei."

Der Präsident schüttelte leise den Kopf; diese Angabe erschien ihm besonders seltsam; aber das Wort „eifersüchtig" war jetzt einmal gefallen, und so hielt der Vorsitzende den Augenblick für geeignet, um eine direkte Frage zu stellen: „Und Sie selbst waren niemals eifersüchtig auf Ihren Freund?"

Jetzt zeigte sich doch auf dem bleichen, schmerzlich erregten Antlitz des Angeklagten etwas wie ein Lächeln, und er entgegnete mit großer Sicherheit: „Wie hätte ich dazu kommen sollen? Das wäre mir ganz unmöglich gewesen."

„Solche Regungen wären doch aber sehr natürlich, da Chevalier Josipovic um Ihre Frau Gemahlin früher ebenfalls geworben hat, wie allgemein bekannt geworden ist, und wie Sie selbst angegeben haben."

„Bei gemeinen Naturen hätte da wohl Eifersucht entstehen können," entgegnete der Baron, und jetzt richtete sich seine schlanke Gestalt straff in die Höhe, seine tiefeingesunkenen Augen leuchteten, und das Hohe, Idealistische seines Empfindens und Seelenlebens kam in diesem Moment deutlich zum Vorschein. „Ich würde mich selbst verachtet haben, wenn in meinem Innern je auch nur ein Atom von Eifersucht sich geregt hätte. Diese häßliche Leidenschaft kriecht nur wie ein ekles Gewürm über die engsten Herzen, die es nicht wagen dürfen, sich selbst und Anderen zu vertrauen. Man mag mich des Schlimmsten beschuldigen, davon fühle ich mich frei!" Er sprach die letzten Worte mit dem Bewußtsein eines Menschen, der stolz darauf ist, dies von sich behaupten zu können.

„Sie haben also niemals eine Anwandlung von Eifersucht gehabt?"

Der Baron stieß ein kurzes, unwilliges Lachen aus über diese wiederholte Frage. „Nein," sagte er kurz und machte eine abweisende Handbewegung.

„Ich werde dennoch im Laufe der Verhandlung genöthigt sein, noch einmal auf diesen Punkt zurückzukommen," erklärte der Präsident ruhig. Sobald die eine Zeugin, die Kammerjungfer der Baronin, ihre in der Voruntersuchung gemachte Aussage wiederholte, war es ja unbedingt nöthig, gerade dies Motiv zu erörtern, das noch am ehesten geeignet schien, zu dem räthselhaften Verbrechen einen Schlüssel zu liefern.

Jetzt wurde zur Vernehmung der Zeugen geschritten. Die Ersten, sämmtlich der früheren Ehrenreich'schen Dienerschaft angehörend, konnten nur ihre Angaben wiederholen, die sie bereits in der Voruntersuchung gemacht hatten. Sie wußten nur von einem höchst glücklichen Eheleben des Barons und seiner Gattin zu berichten und mannigfache Beweise dafür anzugeben. Der günstige Eindruck, den diese Zeugen hervorgebracht, wurde freilich durch die Aussage Enrichetta's völlig aufgehoben. Mit großer Keckheit und Sicherheit gab sie ihre Wissenschaft von dem zum Besten, was ihr feines Kammermädchenohr an dem Schlüsselloch der Nebenthüre Alles erlauscht haben wollte. Ja, sie wußte noch kleine Einzelheiten hinzuzufügen, die es außer Zweifel ließen, daß die Baronin an der Seite ihres Mannes doch nicht so glücklich gewesen war, wie die Welt gewöhnlich angenommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lachsstechen in Canada.

(Mit Bild auf Seite 177.)

Die canadischen Flüsse und Seen sind ungemein reich an Lachsen, die man mit Reusen, Netzen, Grund- und Handangeln, am liebsten aber in der auf S. 177 dargestellten Weise fängt. Am ergiebigsten ist dies sogenannte Lachsstechen bei Nacht. In jedem Kahne nimmt hinten ein Ruderer Platz, während sich vorn in der Nähe des Bugs der Harpunier aufstellt, welcher eine Stange von Ahorn- oder Eschenholz handhabt, die etwa 10 Fuß lang ist, und an deren Ende drei stählerne Klingen, mit Widerhaken versehen, befestigt sind. In einem vorn an der Spitze des Fahrzeugs angebrachten halb geschlitzten Pfahl steckt eine brennende Fackel von Birkenrinde, die etwa eine Viertelstunde lang brennt und dann erneuert werden muß. Diese Fackeln brennen sehr hell und werfen einen Kreis röthlichen Lichtes auf das dunkle Wasser, während der Ruderer mit kaum hörbaren Schlägen seines Handruders den Kahn vorwärts treibt. Von dem hellen Feuerschein angezogen, kommen die Lachse an die Oberfläche und umspielen den Kahn, in welchem der Harpunier aufrecht und möglichst regungslos steht, mit scharfem Auge die beleuchtete Wasserfläche überschauend. Sieht er einen Fisch nahe genug, so stößt er blitzschnell nach demselben, und die Beute zappelt, wenn der Fischer ein gutes Augenmaß und eine sichere Hand hat, alsbald an der Harpune. Dies Harpuniren erfordert aber ebenso viel Kraft als Gewandtheit, und fast nur die Indianer oder die meist von Indianern abstammenden Trapper bringen es darin zur Vollkommenheit.

Erborgtes Wissen.

(Mit Abbildung.)

Steffen kann mit der schwierigen Rechenaufgabe trotz allen Abmühens nicht fertig werden und versucht daher, bei seinem Nachbar, dem Fritze, eine Anleihe zu machen, denn Letzterer ist immer schnell fertig und bringt dabei — was am erstaunlichsten — stets die richtige Lösung heraus. Behutsam schaut Steffen also dem Fritze über die Schulter, der in seinem Eifer die List des Schulkameraden gar nicht bemerkt und ihm das eben herausgerechnete Facit ahnungslos preisgibt. Dieser Augenblick ist es, den wir auf unserer Abbildung mit treffender Charakteristik der beiden Knaben wiedergegeben finden. Ohne Zweifel gelingt es dem Steffen diesmal, sich mit fremden Federn zu schmücken, allein es ist von vornherein gewiß, daß dies erborgte Wissen ihm keinen Nutzen bringen kann, denn nur eigene Anstrengung führt zum Ziele, in der Schule wie im Leben.

Bilder aus Dresden.

(Mit Illustr. a. S. 181.)

Die sächsische Haupt- und Residenzstadt Dresden, wohin uns die 5 Skizzen auf Seite 181 versetzen, wird wegen ihrer anmuthigen Lage, sowie auch wegen ihrer zahlreichen Kunstschätze und Sehenswürdigkeiten, welche jahraus jahrein Tausende von Fremden anziehen, nicht mit Unrecht das „deutsche Florenz" genannt. Die Stadt liegt auf beiden Ufern der Elbe, über welche die Marien- oder Eisenbahnbrücke, die alte oder Augustusbrücke und die Albertsbrücke führen. Skizze 3 gibt das Bild wieder, welches der auf der Albertsbrücke stehende und stromabwärts nach Südwesten blickende Besucher von „Elb-Florenz" vor sich liegen sieht: vorn links die Brühl'sche Terrasse, dahinter die Kuppel der Frauenkirche, weiterhin am Ufer der Landungsplatz der Dampfschiffe, dahinter die katholische Hofkirche, dann die alte Brücke und ganz im Hintergrunde rechts das neue Hoftheater. Gleich hinter der alten Brücke liegt am linken Flußufer das berühmte Restaurant Helbig (Skizze 5). Skizze 1 zeigt den imposanten Aufgang zur Brühl'schen Terrasse, der mit den vier Sandsteingruppen Schilling's: Nacht, Morgen, Mittag und Abend geschmückt ist. Skizze 4 veranschaulicht eine Parthie des unter August dem Starken von Pöppelmann in den Jahren 1711 bis 1722 errichteten Zwingers, dessen sechs durch eine einstöckige Gallerie verbundene Pavillons einen länglich viereckigen Raum von 177 Meter Länge und 107 Meter Breite umschließen. Den nordöstlichen Abschluß des Zwingers bildet das 1847 bis 1854 von Semper aufgeführte Museum; rechts auf der Skizze ist die protestantische Hof- oder Sophienkirche aus dem 13. und 14. Jahrhundert sichtbar, welche von 1864 bis 1868 im gothischen Styl erneuert und mit zwei je 66 Meter hohen Thürmen versehen worden ist. Skizze 2 endlich bringt eine Ansicht des Palais in dem dicht vor dem Pirna'schen Thore belegenen königlichen großen Garten, welcher ein beliebtes Promenadenziel der Dresdener und der die Residenz besuchenden Fremden ist. Das Palais ist im Renaissancestyl aufgeführt und enthält das Alterthümer- und das Rietschel-Museum.



Erborgtes Wissen.

Ein poetischer Grenadier.

Historische Erzählung

von

R. Trenkhorst.

1.

(Nachdruck verboten.)

„Eins, zwei! Eins, zwei! Daß euch der Kukuk den Kopf in den Nacken bringt!" raisonnirte der dicke Korporal Johäntgen vom hessischen Garderegiment Nr. 1 beim Drillen seiner riesigen Grenadiere, indem er zur Erhöhung ihres Taktgefühles bei jedem Worte das dicke spanische Rohr auf den Boden stieß; „Beine in die Höhe geworfen, Brust heraus! Daß euch das Wetter die Schläfrigkeit aus den Knochen jage! Seid die Riesen aus ganz Hessenland und schleicht wie die Schnecken! Munter, munter, Monsieur Tobias, will Ihm Beine machen." Damit stieß er dem längsten der Grenadiere zur Aufmunterung den Rohrknopf einige Male in die Kniekehlen. „Halte Er nur die Ohren steif, Freund Dick, Er hat's noch derb beim Alten auf dem Brette, wart' Er's nur ab, Er wird sich mit seinem albernen Versemachen noch tüchtig in die Tinte bringen, und das Heirathen mag Er sich nur gleich aus dem Kopf schlagen! So, halt! Gewehr ab! Rührt euch!"

Es war wirklich kein Wunder, daß die Grenadiere, wahre Prachtexemplare von Riesensoldaten, die so recht nach dem Herzen des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm's I. von Preußen oder seines Busenfreundes, des alten Dessauer, gewesen wären, ihre Exerzitien nicht mit der gewohnten Exaktheit ausführten; lag doch eine Gluthhitze über dem schattenlosen Exerzierplatz.

Schier zu verwundern war es daher, daß es noch Leute gab, denen es Vergnügen machte, bei dieser Temperatur dem „langsamen Schritt" einiger geplagter Menschenkinder zuzusehen; da stand wahrhaftig schon seit einer Viertelstunde ein Herr an eine der Akazien, die den Platz umsäumten, gelehnt und schien mit sichtlichem Interesse den Beinschwingungen der Grenadiere Seiner Durchlaucht des Landgrafen Friedrich von Hessen-Kassel zuzusehen und dem oft wiederholten „Eins, zwei! Eins, zwei!", sowie den sonstigen Expektorationen ihres Korporals zuzuhören.

Wer nur der Mann mit den schwarzen Kniehosen und weißen Wadenstrümpfen, der gelb und weiß gestreiften Bratenweste und dem langen blauen Frack mit goldenen Knöpfen sein mochte? Darüber hatte sich der brave Korporal Johäntgen schon den Kopf zerbrochen, das konnte ein Baron sein, ein reisebeschreibungslustiger Tourist, gefährliche Leute, die ihre Nase überall hinstecken, ein Philosoph, ein Gelehrter: ha, jetzt hatte er es, es war ein Offizier in



Bilder aus Dresden. (S. 180)

1. Treppe der Brühl'schen Terrasse. 2. Palais im großen Garten. 3. Blick von der Albertsbrücke. 4. Parthie vom Zwinger. 5. Helbig's Restaurant.

Civil, daher denn auch das Interesse für das liebe Militär!

Johäntgen richtete sich bei dieser Entdeckung noch einmal so stramm auf, der fremde Offizier sollte schon eine gute Meinung von den hessischen Gardekorporalen bekommen.

Da trat der Fremde plötzlich auf ihn zu, zog eine kleine silberne Tabaksdose aus der Westentasche hervor und sagte freundlich: „Eine Prise gefällig, Herr Waibel?" Johäntgen blickte ziemlich verdutzt bald auf den Mann, bald auf die Dose; nein, das war kein Offizier, denn wann hätte je einer von den gestrengen Herren zu Johäntgen gesagt: „Eine Prise gefällig?" Nein, es mußte ein gewöhnliches Menschenkind sein! Aber höflich war der Mann in dem blauen Frack, das mußte man ihm lassen: freilich hätte ja Johäntgen, wenn es nach Verdienst in der Welt ginge, längst Feldwebel sein müssen, das hatte der Fremde ihm mit klarem Blicke gleich angesehen, und das freute ihn.

„Merci, merci, Monsieur!" antwortete der Korporal, indem sich Daumen und Zeigefinger seiner Rechten in die Dose senkten; es waren die einzigen Worte, die er von der französischen Sprache kannte, aber man darf sein Licht nicht unter den Scheffel stellen, meinte Johäntgen immer.

Der Fremde lächelte. „Ihr habt ja da vortrefflich geschulte Soldaten," meinte er dann, indem er mit der Dose auf die Riesen der Kasseler Garnison wies, „selbst ausgebildet, wie?"

„Versteht sich, versteht sich!" beeilte sich der Korporal geschmeichelt zu erwidern; freilich nahm er es dabei mit der Wahrheit nicht so ganz genau, denn die Gardegrenadiere hatten kompagnieweise je einen eigenen Exerziermeister, und Johäntgen wie die übrigen Korporale waren sozusagen nur die Flickschneider für ihre militärische Ausbildung.

Der Fremde lächelte wieder und wischte sich mit dem seidenen Tuche die dicken Schweißperlen von der hohen Stirn. „Ein schwerer, verantwortlicher Dienst, der Eure," nickte er dann, indem er den Dosendeckel geschickt mit dem Daumen zuschnellte, „aber auch dankbar, sehr dankbar, Freund!"

Johäntgen nickte verständnißinnig; schwer war der Dienst ohne Zweifel, namentlich bei einer solchen Hundstagshitze, wie sie heute über dem Exerzierplatz schwebte, da hatte der Fremde schon Recht, was dagegen das Dankbare seines Amtes betraf, das hätte er gar gerne jedem Anderen mit Freuden überlassen, aber wie konnte er einem Manne, der eine so vorzügliche Prise führte, widersprechen?

Der Andere mußte ein vortrefflicher Menschenkenner sein, denn er schien den Gedankengang des ehrlichen Korporals errathen zu haben; er präsentirte ihm sogleich die Dose von Neuem. „Verzeiht," sagte er, „daß ich Euren Ermahnungen an die Grenadiere zuzuhören mich erdreistet habe; wenn ich dabei recht verstanden habe, so habt Ihr auch einen Poeten unter denselben, ist dem nicht so, Verehrtester?"

„Leider, leider," antwortete Johäntgen mit einer Miene, als verurtheilte er mit seinem Zugeständniß Einen zum Spießruthenlaufen, „'s war ehedem der beste Soldat im ganzen Regiment, bis der Satan mit dem Versemachen in ihn gefahren ist, nun will der Kerl auch gar noch heirathen, und das ist erst recht der Verderb für einen ordentlichen Grenadier."

„Hm, hm," machte der Fremde. „Ihr scheint nicht die beste Meinung von den Poeten zu haben!"

„Nein, wahrhaftig nicht!" lachte der Korporal, „unter uns gesagt, lieber Herr, so ein Poet ist halt auch nicht viel Besseres, als so ein Komödiant, Seiltänzer, Kunstreiter und anderes brodloses Gesindel!"

Das runde, wohlgepflegte Gesicht des Fremden war bei dieser unzweideutigen Eröffnung des redseligen Korporals merklich länger geworden; er strich einige Male verlegen die Falten aus der langen Weste heraus, ohne etwas zu erwiedern; endlich kehrte das joviale Lächeln, das seine Worte bisher begleitet hatte, in seine Züge zurück, und mit einem leicht ironischen Zucken um den schmalen, bartlosen Mund meinte er kopfnickend: „Mögt von Eurem Standpunkte wohl Recht haben, Verehrtester, zum Korporalstock wenigstens scheint die Leier des freien Liedergottes schlecht zu passen! Apropos, wie heißt denn Euer poetischer Grenadier?"

„Tobias Dick ist sein Name," versetzte der Korporal, „dort der lange Flügelmann im ersten Gliede, das ist der vermaledeite Versemacher."

„Stattlicher Mensch, stattlicher Mensch!" murmelte der Fremde, indem er den Grenadier mit seinen großen blauen Augen wohlgefällig fixirte, „kann mir's schon denken, daß ihm bei Euch das Dichten sauer gemacht wird."

„Wollt's meinen, Herr!" grinste Johäntgen mit einer nicht mißzuverstehenden Geste auf sein dickes spanisches Rohr, das damals noch im Militärstande aller Orten wohlthätig und fördernd auf die Zucht im Regimente einwirkte, „und 's ist schon recht so, denn solche ‚Allotria', wie's der gestrenge Herr Oberst v. Donop zu benennen pflegt, müssen frühzeitig mit der Wurzel ausgerottet worden, sonst bringen sie den besten Mann an den Karren."

Der Fremde hatte Johäntgen's Rede nur mit halbem Ohre zugehört. „Armer Tobias," sagte er halb für sich, „das sind ja klägliche Aussichten für Dich, statt des geträumten Lorbeers die Fuchtel und Karre und am Ende gar der Schub über's Meer nach Amerika!"

„Pst, pst!" machte der Korporal, indem er sich scheu umsah, „der Herr scheint nicht von hier zu sein, daß Er so laut von Amerika redet; aber so Unrecht habt Ihr damit nicht, der Herr Oberst v. Donop hat's dem Tobias auch schon angedroht, daß er mit dem nächsten Feldregiment über's Meer müßte, wenn er nicht das Versemachen und seine thörichten Heirathsgedanken aufgeben würde."

Der Mann mit dem blauen Fracke war nachdenklich geworden; er nickte einige Male mit dem Kopfe, dann sagte er: „Hört, Herr Waibel, Euer poetischer Grenadier hat nicht wenig meine Neugierde erregt; wenn's anginge, möcht' ich gar gern einmal mit ihm reden; vielleicht daß ich dem armen Teufel etwas nützen könnte. Wie wär's, wenn Ihr ihn bestimmtet, mich heute Abend einmal drüben in meinem Logis im ‚braunen Hirsch' aufzusuchen? Oder entließet Ihr ihn vielleicht gleich auf ein Stündchen?"

Johäntgen blickte den Fremden verwundert an und zögerte mit der Antwort. Aber da duftete schon wieder die unwiderstehliche Tabaksdose ganz dicht unter seiner Nase, und alle Hagel! — was war denn das für ein hartes rundes Ding, das ihm der Fremde so heimlich in die Hand drückte? Johäntgen hätte gleich darauf Stein und Bein geschworen, daß es ein polnisches Achtgroschenstück war; lautlos glitt die Münze in die weite Hosentasche und nur ein leichtes, aber verständnißinniges Zwinkern mit den Augen quittirte den Empfang. Nur zögernd nahm er die Prise, dann rief er mit lauter Stimme: „Grenadier Dick, weiß Er, wo der ‚braune Hirsch' ist?"

„Zu Befehl, Herr Korporal!" lautete sofort die Antwort.

„So, na, dann stelle Er seine Flinte weg und weise Er hier dem Herrn den Weg! Merkt's Euch, Ihr Anderen, ein hessischer Grenadier muß nicht allein stramm, sondern auch höflich sein! Angetreten!"

Der Fremde warf dem Korporal einen dankbaren Blick zu. „Nun, ich hoffe, wir sehen uns noch, Herr Waibel," meinte er lächelnd, „werdet Euch doch heute Abend überzeugen, ob ich gut untergekommen bin?"

Johäntgen nickte ernst und gravitätisch, seine Untergebenen durften nicht sehen, wie angenehm seiner durstigen Seele die Einladung war.

„Schultert das Gewehr! Marsch! Eins, zwei! Eins, zwei!" tönte wieder Johäntgen's Stimme, während der Fremde mit dem Grenadier sich entfernte. „Wer in aller Welt mag der Kerl sein," dachte der Korporal, indem er sinnend seinen Schnurrbart strich. Dann kommandirte er weiter, und der Boden dröhnte unter den Tritten der großen Grenadiere vom hessischen Garderegiment Nr. 1 in Kassel.

2.

Inzwischen hatten Tobias Dick und der Fremde das Gasthaus zum ‚braunen Hirsch' erreicht, und der Grenadier konnte die verlockende Einladung zu einem kühlen Glase Wein im traulichen Alkoven um so ruhiger annehmen, als ihm der Fremde bestimmt versicherte, daß er dadurch keine Unannehmlichkeiten bei seinem Vorgesetzten haben würde. Tobias war zu erfreut über das rege Interesse, das der Fremde unverhohlen für seine poetische Nebenbeschäftigung zeigte, als daß er seiner Aufforderung, ihm einige Nachrichten über sein bisheriges Leben zu geben, nicht bereitwilligst nachgekommen wäre, und auch wir wollen dieselben unseren Lesern nicht vorenthalten.

Tobias Dick war im Jahre 1746 in dem lieblich gelegenen Langenschwalbach als der Sohn eines Glasers und Fenstermachers geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters kam er nach Neuwied zu einem Kaufmann in die Lehre, doch verließ er dieselbe schon nach einem Jahre, da die Kriegsdrangsale es seiner Mutter unmöglich machten, ihn weiter zu unterstützen. Er kehrte nun in seine Heimath zurück und wurde, was sein Vater gewesen war, Glaser. Bei der militärischen Aushebung vom Jahre 1764 wurde Dick für das Regiment Wüthenau nach der Festung Rheinfels ausgewählt und zwei Jahre darauf in Anbetracht seiner stattlichen Größe in das erste Garderegiment nach Kassel versetzt. Schon in Rheinfels hatte er sich eifrig mit der Lektüre von Poesien, zu denen "Der gehörnte Siegfried", „Die schöne Melusine" u. s. w. gehörten, beschäftigt. In Kassel fielen dem Grenadier die Gedichte Günther's, jenes hochbegabten unglücklichen Dichters, welcher — noch nicht 28 Jahre alt — zu Jena am 15. März 1723 gestorben war, in die Hände, und sie waren es gewesen, wie Dick selbst angab, die ihm die Feder in die Hand zwangen, „um auch ein Poet wie Günther zu werden". So lange er mit seinen poetischen Versuchen im Kreise seiner Kameraden blieb, achtete man wenig auf Dick, als er aber einige seiner Gedichte, die wahrscheinlich nicht zu den besten gehörten, in Kassel vertheilte, untersagte ihm dies sein Regimentskommandeur v. Donop, und als Dick es gar wagte, sich in einem längeren Gedichte über diese Maßregel zu beschweren, fiel er bei seinem Vorgesetzten vollends in Ungnade.

Seitdem waren für den poetischen Grenadier böse Tage gekommen, und seine Behandlung wurde fast unerträglich, als ihm ein hübsches Bürgermädchen, Trudchen Koch, ihre Liebe schenkte, und er um die Erlaubniß einkam, sie zu heirathen. Sah man es überhaupt schon ungern, wenn Soldaten sich verehelichten, so kam in diesem Falle hinzu, daß Tobias Dick eben nicht gut angeschrieben war — kurz, der gewünschte Heirathskonsens wurde ihm nicht bewilligt.

So war seine augenblickliche Lage, und Tobias ließ trübselig den Kopf hängen, als er mit seiner Erzählung zu Ende war.

Der Fremde sah den stattlichen Mann mit inniger Theilnahme an. „Da seid Ihr ja recht übel daran, mein Freund," meinte er nachdenklich; „aber nur den Muth nicht verloren! Wißt Ihr keines von Euren Gedichten auswendig, ich interessire mich, wie gesagt, sehr lebhaft für Poesien, und hätte gar gern eine Probe von Eurem Talent."

Der Grenadier blickte den Fremden einen Augenblick verlegen und prüfend von der Seite an, dann sagte er bescheiden: „Es fällt mir gerade eine kleine Ode ‚An den Nordwind' ein, wenn ich Ihnen mit dem Vortrage desselben nicht lästig fiele —"

„Nur zu, nur zu, mein Freund," ermunterte ihn der Fremde, „ich bin ganz Ohr!"

Dick räusperte sich und trug, ohne sich weiter zu zieren, mit angenehmer Stimme das kleine Gedicht vor:

„Nun, nun gemach, Herr Ungestüm,
Vor meinen Fensterscheiben,
Ich sag's in allem Guten ihm,
Laß Er den Unfug bleiben!

Kommst da wie ein berauschter Mann,
Und heulest durch die Straßen,
Hauchst Jeden kalt und grimmig an,
Färbst roth und blau die Nasen.

Kehr' dort bei jenem Großen ein,
In seinem schönen Hause,
Der sitzt im Pelz, hat Holz und Wein,
Trotzt Dir beim frohen Schmause!

Doch unsereiner, weißt Du wohl,
Hat wenig Holz zum Feuer;
Wie oft bei Freunden des Apoll —
Es ist die alte Leier!"

Der Dichter schwieg und blickte den fremden Kunstrichter ängstlich an.

„Bravo, bravo!" sagte der Fremde, indem er sein Glas erhob und mit Dick anstieß, „das ist ein echtes, frisches Liedchen, das müßt Ihr mir aufschreiben, junger Freund, und noch einige andere dazu! Wollt Ihr das? Braucht sie nur hier beim Hirschwirth abgeben zu lassen."

Der Grenadier war über das Lob des Fremden in Verlegenheit gerathen. „Gern will ich die Gedichte abschreiben und herbringen," meinte er nach einer Weile, „aber — aber —"

„Nur heraus mit der Sprache, was habt Ihr für ein ‚Aber'?" unterbrach ihn der Andere.

„Ei nun, ich möchte —" er hielt wieder inne; endlich faßte er Muth und platzte heraus: „Ihr nehmt's mir nicht übel, bester Herr, ich möchte doch gern wissen, wem ich die Lieder gebe!"

Der Fremde lächelte. „Ich will Euch etwas sagen, junger Mann; ich dichte auch bisweilen, wie Ihr, und da hat es für mich ein ganz besonderes Interesse, die Muse einmal auch im Grenadierrocke zu belauschen. Vielleicht vermag ich auch für Euch und die Besserung Eurer Stellung etwas zu thun, aber meinen Namen braucht Ihr vorläufig nicht zu wissen. Habe ich für Euch etwas erreicht, dann sollt Ihr erfahren, wer heute mit Euch beim Hirschwirth gezecht hat, und ist das nicht der Fall, ja, dann ist es besser, Ihr wißt nicht, wer Euch leere Hoffnungen gemacht hat. Und damit Gott befohlen, der König der Gesänge läßt seine Kinder nicht verhungern, darauf verlaßt Euch und dichtet weiter, komme auch, was da wolle. Ihr habt Talent, und das ist der Stern, auf den Ihr Euch allein verlassen dürft."

Damit schieden die Beiden von einander, und wenige Tage darauf rollte der schwer bepackte Reisewagen der gräflich Thurn und Taxis'schen Reichspost mit dem Fremden zum Thore hinaus auf der Landstraße hin nach Göttingen zu. Das wohlwollende runde Gesicht des Fremden blickte zum Fenster hinaus auf den Exerzierplatz, wo Johäntgen wie damals seine Grenadire drillte, dann legte er sich zurück in die Polster und murmelte: „Wie schön bist du, Hessenland, geschmückt mit waldigen Bergen und lieblichen Thälern, so recht geschaffen für ein poetisches Gemüth! Aller Orten ist die deutsche Poesie aus ihrem Winterschlafe erwacht, und die deutsche Muse kann wieder mit Stolz auf die stattliche Zahl ihrer Jünger blicken — nur das sagenreiche Hessen ist bisher stumm geblieben! Trommelwirbel und Waffengeklirr tönt dem Wanderer überall entgegen, und die Poesie flüchtet sich hier scheu in die Brust eines einfachen Grenadiers."

3.

Wochen waren seit der Abreise des unbekannten Herrn vergangen, und Tobias Dick hatte weder Gutes noch Böses erfahren; nach wie vor machte er am Tage unter Korporal Johäntgen's Augen seinen gewohnten langsamen Schritt und die übrigen Exerzitien, die allein den Grenadier zur hohen Würde eines Gefreiten oder gar Korporals zu bringen vermögen. Johäntgen blickte sich wohl bisweilen um, ob nicht der joviale Herr mit der trefflichen Prise und den blanken Achtgroschenstücken hinter ihm stände, aber immer ohne Erfolg, und Tobias dachte kaum mehr an den räthselhaften Fremden. Seinem Trudchen hatte er freilich damals Alles haarklein erzählt, und sein fröhlicher Schatz hatte jubelnd in die Hände geklatscht, denn der Fremde war ganz sicher ein guter Engel, den der Himmel ganz eigens aus luftiger Höhe für sie Beide herabgesandt hatte. Als sich aber immer noch keine wohlthätige Wirkung seiner Erscheinung zeigen wollte, da ließ auch Trudchen das Köpfchen sinken, und Tobias hatte seine liebe Noth, seinen betrübten Schatz zu trösten.

Nur einmal war ihm etwas begegnet, was er etwa mit dem räthselhaften Fremden in Verbindung hätte bringen können, das war aber freilich nicht gerade etwas Angenehmes. Johäntgen hatte ihm nämlich eines schönen Tages gesagt: „Na, Tobias, Er mag sich nur immer gratuliren, der Alte" — er meinte damit den Oberst v. Donop — „ist fuchswild auf Ihn, weil er am keinen Grenadier so viel Scheerereien gehabt hätte, wie um Ihn; das käme aber Alles davon, wenn man Allotria triebe und Verse mache. Es wäre ihm schon das Liebste, hat er gesagt, wenn Er im Lande wäre, wo der Pfeffer wüchse."

Unsere Leser mögen sich denken, was für einen tiefen Eindruck diese im strengen Korporalstone vorgetragenen Worte auf Tobias machten, und wie seine Verse unter solchen Verhältnissen täglich einen elegischeren Ton annahmen.

So war der Sommer allmählig geschwunden und die mächtigen Buchenbäume im Kasseler „Forst", in dem die Schießübungen der Grenadiere vor sich zu gehen pflegten, begannen schon braun und roth zu werden, als bei einer Kompagnievorstellung der Grenadier Tobias Dick vor die Front gerufen wurde. Heiß und kalt ward es dem starken Manne, als er mit vorschriftsmäßig angefaßtem Gewehre auf den freien Platz trat, und der Feldwebel mit seiner eintönigen, näselnden Stimme vorlas, daß Seine Durchlaucht der allergnädigste Landgraf — bei der Nennung des landesherrlichen Namens präsentirte Tobias, wie es die militärische Vorschrift wollte, das Gewehr — geruht habe, den bisherigen Grenadier Tobias Dick in Anbetracht seiner guten Leistungen zum Gefreiten zu befördern und unter Befreiung vom Kompagniedienste ihm eine Lehrerstelle an der Rekrutenschule zu übertragen. Zugleich werde ihm hiermit der Konsens zur Ehe mit Jungfer Anna Gertrud Koch aus Gnaden bewilligt.

Tobias war zu Muthe, als müßte ihn auf dem Flecke der Schlag rühren, und seine Hände krampften sich konvulsivisch um den Schaft des Gewehres, das ihm zu entfallen drohte, so vollkommen unerwartet kam ihm das Glück. Wie im Taumel machte er die übrigen Griffe und marschirte an seinen Platz zurück, und es war ihm wie ein schöner Traum, aus dem er jeden Augenblick zur rauhen Wirklichkeit zu erwachen fürchtete.

Daheim erwartete ihn eine neue Ueberraschung; auf seinem Tische lag ein kleines Packet, welches die reitende Post am Morgen aus Halberstadt mitgebracht hatte, und Tobias riß mit vor Aufregung zitternden Fingern den Bindfaden von demselben. Ein kleines Briefchen fiel ihm zuerst in die Hände, es lautete:

„Mein junger Freund!

Haben Sie nicht geglaubt, daß jener Fremde im ‚braunen Hirsch' Sie ganz vergessen habe? Sie hatten allen Grund, von mir so zu denken, jetzt aber, wo ich eben von Seiner Excellenz dem Grafen v. Schlieffen, bei dem ich mich damals in Kassel als einem alten Studienfreunde für Sie verwendet hatte, die erfreuliche Nachricht erhalten habe, daß der Korporalstock unseres Freundes Johäntgen Sie nicht ferner bedroht, und Sie Ihr Trudchen, das ich unbekannter Weise schön zu grüßen bitte, heimführen dürfen, kann ich nicht unterlassen, zu allem diesem Ihnen ein herzliches Glückauf zuzurufen. Sie sehen, der liebe Gott verläßt keinen Poeten. Als eine kleine Erinnerung an Ihren fernen Freund lege ich für Sie meine Lieder eines preußischen Grenadiers bei, und will wünschen, daß dieselbigen Ihnen ebenso gefallen mögen, wie die Ihrigen

Ihrem Freunde
Gleim, Kanonikus zu Halberstadt.

P. S. Ihre Gedichte habe ich im ‚Göttinger Musenalmanach' abdrucken lassen, von dem Sie hier beigeschlossen ein Exemplar erhalten."

Also Vater Gleim, der berühmte Dichter der „Lieder eines preußischen Grenadiers" war es gewesen, mit dem er an jenem schwülen Sommernachmittag so gemüthlich beim kühlen Wein zusammengesessen hatte, und dem er sein ganzes Glück zu verdanken hatte! Und da standen seine Gedichte leibhaftig gedruckt im Musenalmanach und darunter war klar und deutlich zu lesen: „von Tobias Dick, Grenadier im ersten Garderegiment zu Kassel". Sein Kopf drohte ihm vor freudiger Aufregung zu zerspringen, und, mögen es nun unsere Leser glauben oder nicht, Tage lang währte es, ehe sich der poetische Grenadier von den gedruckten Erzeugnissen seiner Muse trennen konnte.

Am Vorabende vor seiner Hochzeit antwortete Dick seinem Gönner in einer Ode, die damals oft abgedruckt, viel gelesen und allgemein schön gefunden worden ist. Seidem hat sich der Geschmack wesentlich geändert, und die Verse, so gut sie gemeint sind, werden bei unseren Lesern sicher ein Lächeln hervorrufen; sie lauteten:

„Dem Glücke dank ich's, großer Gleim,
Daß Deiner Weisheit Honigseim
Sich heute mir zu schmecken gibt,
Und daß Minerva meinen Fleiß,
Der jetzt nicht viel zu dichten weiß,
Doch nur durch Dich beseelt, als einen Schüler liebt.

Ich weiß, es kommt nur darauf an,
Daß ich von Dir, berühmter Mann,
Lehr', Buch und Unterricht empfange,
Daß ich am deutschen Helikon
Als ein verarmter Musensohn
Vielleicht noch einen Platz, den Niemand will, erlange!"

Aber nicht allein Gleim, der mildherzige Protektor aller dürftigen Poeten, interessirte sich für den einzigen Grenadier, der das ganze Kontingent, das Kassel in seiner damaligen Herr=

lichkeit unter die Fahnen des ersten Aufgebotes der deutschen Dichter und Sänger stellte, ausmachte, sondern auch Boie und Hölty traten mit unserem Freunde in Korrespondenz, und selbst der vornehme Hofrath Wieland schrieb im Juni 1773 einen Brief voller Anerkennung an Dick.

Die Ehe des poetischen Grenadiers war eine außerordentlich glückliche, von zahlreichen Kindern gesegnet, und das muntere Trudchen begeisterte den Gatten zu manchem Lobliedchen auf seine Hausehre, das ein Plätzchen in seinen später herausgegebenen Gedichten gefunden hat. Seine riesige Größe und ungewöhnliche Körperkraft schienen ihm ein hohes Alter zu prophezeien, allein im Oktober 1786 überfiel ihn ein hitziges Fieber und endete sein Leben, bevor er noch das vierzigste Jahr vollendet hatte.

Noch kurz vor seinem Tode entwarf der damals sehr bekannte und einflußreiche Professor Casparson in Kassel den Plan, Tobias Dick auf Kosten des Landgrafen und einiger reichen Bewohner der Stadt Kassel in Göttingen studiren zu lassen. Leider starb derselbe darüber hin; aber auch so schon muß unser poetischer Grenadier in zufriedenen Verhältnissen gelebt haben, denn in einem seiner Briefe an Gleim, mit dem er bis zu seinem Tode in regem Verkehr blieb, sprach er das übermüthige Wort aus: „Er könne mit seiner Person wohl das fast allgemeine Vorurtheil widerlegen, daß in Deutschland die Poeten verhungern könnten." Und dabei besaß unser Freund die ungewöhnliche Körperlänge von sieben Fuß und den Magen eines hessischen Gardegrenadiers!

Humoristisches.



Beruhigung.

A.: Sie wollen mir also diese kleine Summe von 3000 Mark nicht vorschießen?

B.: Nein, denn ich habe leider schon die schlimmsten Erfahrungen beim Verleihen gemacht.

A.: Halten Sie mich denn für einen Lump, daß Sie mir diese Kleinigkeit verweigern?

B.: Bewahre! Sagt doch der Dichter: Nur die Lumpe sind bescheiden, und bescheiden sind Sie gerade nicht.



Ein geeigneter Bewerber.

Bezirksvorsteher: Also Sie bewerben sich um eine Volksschullehrerstelle. Können Sie auch durch Zeugnisse Ihre Fähigkeit hiezu beweisen?

Pandur: Teremtete, war ich doch zehn Jahr Pandur und hab' über 4000 Stockstreich und über 20,000 Ruthenstreich verabfolgt.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine brave Frau. — Als König Erich XIV. von Schweden im Jahre 1562 seinen Bruder Johann, Großfürsten von Finnland, gefangen setzen ließ, gab er der Gemahlin desselben, der jagellonischen Prinzessin Katharina, die Erlaubniß, zu ihrem Bruder, dem König Sigismund August, nach Polen zu gehen. Aber sie antwortete gefaßt: „Als ich meinen Mann heirathete, gelobte ich, in Glück wie im Unglück seine Gefährtin zu sein, und das will ich halten." Sie ward darauf mit ihm in's Gefängniß gesetzt und blieb darin sieben Jahre. [E. K.]

Eine zweideutige Kritik. — Einer der angesehensten Pariser Kritiker, der sich von den Künstlern aller Theater für die günstige Besprechung ihrer Leistungen gut bezahlen ließ, erhielt eines Tages den Besuch des Sängers Bataille von der komischen Oper. Derselbe bat den einflußreichen Herrn, ihn bei seinem nächsten Auftreten in einer neuen Rolle mit Wohlwollen zu behandeln: er sei zwar momentan wegen Geldmangels außer Stande, eine klingende Gegenleistung zu gewähren, werde ihm aber im nächsten Monate eine anständige Summe bringen. Der Kritiker erklärte großmüthig, daß Bataille auf ihn rechnen könne. In dem bewußten Berichte wurde allen Künstlern Beifall gezollt, Bataille kam zuletzt an die Reihe. Von ihm hieß es einfach: „Herr Bataille verspricht viel; wir wollen abwarten, ob er hält, was er verspricht." [L. M.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 24.

Auflösungen von Nr. 22:

des Bilder-Räthsels: Wenn man Einem übel will, find't zur Axt man leicht den Stiel;

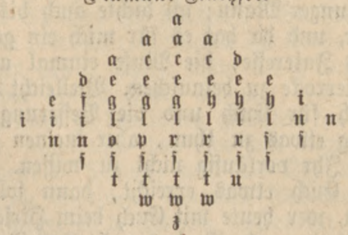
des Räthsels: die Stiefeln.

Räthsel.

In frischem Grün siehst Du's an manchem Ort,
Geh'n aber die zwei ersten Zeichen fort,
Erblickest Du es immer nur verdorrt.

Auflösung folgt in Nr. 24. [L. Maurice.]

Diamant-Räthsel.



Nach dem Muster der vorstehenden Figur sind aus deren Buchstaben zu bilden:

1) ein Buchstabe, 2) ein Sohn Jakob's, 3) ein Fluß in Sachsen und Hannover, 4) ein fürstlicher Wohnsitz, 5) ein ehemaliges deutsches Herzogthum, 6) ein berühmter Feldherr aus dem 17. Jahrhundert, 7) ein berühmtes Steinsalzlager in Deutschland, 8) ein ausländisches Raubthier, 9) ein Haussäugethier, 10) ein spanischer Nationalheld, 11) ein Buchstabe.

Die horizontale und vertikale Mittellinie ergeben das Gleiche, den Namen eines berühmten Feldherrn.

Auflösung folgt in Nr. 24. Heinrich Vogt.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.